

VON ANDREA SCHLAIER

Ich hab dem Bestattungsinstitut gesagt, ihr legt's mir meinen Mann nicht einfach so in den Sarg.“ Was Anita Schedel meinte, war, nicht ohne Hemd, ohne Hose, ohne Jacke, nicht ohne Unterwäsche, also: nicht nackt. Der Leichnam solle keinesfalls ausschließlich eingewickelt in formalingetränkte Tücher zur letzten Ruhe gebettet werden. Die Bestatter seien „unglaublich empathisch“ gewesen, sagt die 57-Jährige. „Sie haben mir ermöglicht, ihnen Kleider mitzugeben, so dass ich emotional beruhigt war.“ Wie ihr Mann dann tatsächlich im Sarg lag, weiß sie nicht. Sie durfte ihn nicht mehr sehen. Der 59 Jahre alte Arzt Hannes Schedel hatte sich gleich zu Beginn der Pandemie infiziert und war acht Tage später als einer der ersten Corona-Toten der Republik im Krankenhaus gestorben. Weil er in Bayern gestorben ist, war es seiner Frau untersagt, am offenen Sarg von ihm Abschied zu nehmen. „Ich hab' lang nicht geglaubt“, sagt seine Witwe, „dass er gestorben ist.“

Die Unternehmerin weiß inzwischen, dass es vielen Angehörigen von Covid-19-Toten so geht. Sie ist mit ihnen vernetzt. Als Anita Schedel im April 2021 bei der staatlichen Trauerfeier für die Verstorbenen der Corona-Zeit im Konzerthaus am Berliner Gendarmenmarkt an der Seite von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier öffentlich über ihre Erfahrungen gesprochen hat, sind viele Hinterbliebene auf sie zugegangen. „Das fehlende Abschiednehmen ist bei allen Thema“, sagt die Frau, die in Passau und München lebt.

### „Da ist das Fahren in öffentlichen Verkehrsmitteln gefährlicher.“

Es gebe großen Gesprächsbedarf. Deshalb hat sie in der Landeshauptstadt im Dezember mit Unterstützung des Selbsthilfeszentrums München eine Selbsthilfegruppe ins Leben gerufen – für Menschen, die durch eine Covid-19-Infektion einen Angehörigen verloren haben und sich nicht von ihm haben verabschieden können.

Als „hochgradig absurde Situation“ hat es Diakon Rupert Scheule unlängst gegenüber der Katholischen Nachrichtenagentur bezeichnet, dass einem Corona-Patienten in Bayern die Angehörigen nahe sein dürfen, solange er lebe. „Sobald er seinen letzten Atemzug getan hat, nicht mehr“, kritisiert der Moraltheologe, der an der Universität Regensburg den Studiengang „Pemorale Wissenschaften“ mit initiiert hat. Paragraf 7 der Bayerischen Bestattungsverordnung hält fest, dass es sich bei verstorbenen Covid-Patienten um eine „infektiöse Leiche“ handelt, für die Gleiches gelte wie bei Cholera, Typhus, offener Tuberkulose oder HIV: „Die Leiche ist unverzüglich in ein mit einem geeigneten Desinfektionsmittel getränktes Tuch oder auf andere ebenso geeignete Weise einzuhüllen und einzusargen.“ Der Sarg müsse deutlich mit dem Vermerk „infektiös“ gekennzeichnet und dürfe nicht mehr geöffnet werden. „Die Corona-Toten werden nicht mehr mit eigener Kleidung versorgt“, erläutert eine Sprecherin des Gesundheitsministeriums. „Sie werden in einem sogenannten Leichensack gegeben, der dann wiederum verschlossen und von außen desinfiziert wird. So werden die Verstorbenen in den Sarg gelegt.“ Und dann ab auf den Friedhof oder ins Krematorium. Eine Öffnung des Sargs für einen letzten Blick der Angehörigen ist danach nicht mehr möglich.

## Tod ohne Abschied

Wer in Bayern an einer Covid-19-Infektion stirbt, wird nackt in einen Leichensack verpackt. Die Angehörigen dürfen keinen Blick mehr auf ihre Verstorbenen werfen. Das ginge auch anders, finden Fachleute



Corona-Tote werden als infektiös behandelt. Was eine Beisetzung, bei der man Verstorbene nicht mehr sehen kann, mit Hinterbliebenen macht, schilderte Anita Schedel (unten) bei der Trauerfeier mit dem Bundespräsidenten.

FOTOS: ROLF NENNENBERND, DPA/MICHAEL SOHN, AFP



geändert habe, obwohl andere Bundesländer freizügiger verfahren? Untersuchungen der Rechtsmedizin Frankfurt und des Virologischen Instituts der Uni Frankfurt hätten ergeben, dass das Sars-CoV-2-Virus auch bis zu einer Woche nach dem Versterben infektiös bleibe. Rauch schüttelt den Kopf: „Wir arbeiten mit entsprechender Schutzkleidung, ein anderer Abschied wäre machbar.“

Andreas Müller-Cyran ist promovierter Psychologe, Rettungsassistent, Diakon und Gründer des ersten Kriseninterventions-Teams in Deutschland. Bereits im ersten Pandemie-Jahr stellte er ein Covid-19-Seelsorgeteam im Erzbistum München und Freising zusammen; seither haben die 38 darin engagierten Seelsorgerinnen und Seelsorger mehr als 200 Covid-Sterbefälle begleitet. „Ein Leichnam, der an oder mit Covid verstorben ist, wird behandelt wie 'ne Ebola-Leiche, das ist völlig absurd!“ In Nordrhein-Westfalen etwa ist es von Anfang an erlaubt, dass Angehörige am offenen Sarg stehen dürfen. „Seit zwei Jahren wird der Leichnam den Hinterbliebenen auf skurrile Weise systematisch entzogen – und zwar immer mit dem Hinweis auf eine mögliche Ansteckung“, klagt der Psychologe.

### Das Gesundheitsamt gestattet auf Antrag Ausnahmen

Mit seinem Kriseninterventionsteam überbringt er Angehörigen auch häufig eine Todesnachricht, wenn Familienmitglieder bei einem Unfall oder Unglück gestorben sind. „Das eine ist, die Nachricht zu hören, sie kognitiv im Verstand aufzunehmen, das andere die emotionale Bedeutung.“ Seit 30 Jahren macht Müller-Cyran die Erfahrung, dass Menschen erst dann, wenn sie sich von ihren Verstorbenen verabschieden, auch häufig das erste Mal trauern. „Das ist was ganz Zentrales.“ Weltweit finde in allen Kulturen eine Verabschiedung des Leichnams statt, „das ist nichts genuin Christliches, sondern Ausdrucksweise eines ganz tiefen menschlichen Bedürfnisses“. Gerade weil derzeit eine Sterbebegleitung in Krankenhäusern und Pflegeheimen vielfach nicht möglich sei, „ist es ein ganz wichtiger Punkt, sich in Ruhe und Würde zu verabschieden“.

Restlos sicher ist sich Anita Schedel nicht, ob sie, wenn es denn möglich gewesen wäre, wirklich einen letzten Blick auf ihren Mann hätte werfen wollen: „Ich glaub' aber schon; einfach nochmal zu sehen, dass er in Frieden und Ruhe gegangen ist. Nicht die ganzen Themen mit der Intensivstation, den technischen Überwachungsgeräten.“

In den ersten Monatstreffen der Selbsthilfegruppe an der Westendstraße 68 (www.shz.de) hat jede Teilnehmerin – es sind hauptsächlich Frauen – ihre Geschichte erzählt. Anita Schedel spricht von einem erleichternden Gefühl, mit Menschen zusammen zu sein, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben und sich nicht mehr erklären müssen. „Ich hab' mich immer so einsam gefühlt, weil ich niemanden kannte, der das erlebt hat; und dann der ewige Lockdown, du hast keine sozialen Kontakte“ – erschwerend hinzu kommt, dass sie sich zur selben Zeit wie ihr Mann mit dem Virus angesteckt hatte und heute unter Long Covid leidet. „Unwirklich“ ist für die Witwe noch immer, dass Hannes Schedel nicht mehr an ihrer Seite ist. „Für mich ist der Friedhof nach wie vor der unwirklichste Ort. Unfassbar, dass er da begraben ist. Ich hab' ihn nie tot gesehen.“

Friedhof, da können sie das emotional nicht abspeichern, dass ein Elternteil nicht mehr lebt.“ Die Sinne könnten sich nicht davon überzeugen, was passiert sei.

Sehr oft, so Rauch, hätten er und seine Mitarbeitenden diese Erfahrung gemacht bei den Familien der etwa hundert Corona-Toten, die sie seit Beginn der Pandemie bestattet haben. Dieser Umstand führe bei vielen dazu, dass sie diesen Tod nicht wahrhaben wollten. „Das Bewusstsein, dass mir da was fehlt, setzt oft erst drei, vier Monate später ein, und da kann ich dann definitiv nichts mehr nachholen. Das hören wir oft in Trauergesprächen. Die Leute sind verzweifelt.“ Er habe kein Verständnis dafür, dass diese letzte Inaugenscheinnahme verteilt werde.

Das Gesundheitsamt, darauf verweist das bayerische Gesundheitsministerium, gestatte „auf Antrag im Einzelfall Ausnahmen“. Florian Rauch lacht spitz: „Der Angehörige ist in der Regel in seiner Trauer ein Stück weit verhaftet und hat nicht zwingend Kraft und Energie zu sagen, so, ich will jetzt eine Sondergenehmigung.“ Die zu erhalten, dauere. Außerdem weiß jeder, der schon einmal mit der Bestattung von Familienangehörigen zu tun hatte: Hier geht alles schnell, oft müssen innerhalb weniger Stunden Entscheidungen gefällt werden.

Das Münchner Gesundheitsreferat verweist darauf, selbst „keine Ermessensspielräume“ zu haben. Warum sich seit Beginn der Pandemie an den Vorschriften nichts